

Nr. 197. Bromberg, den 13. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(27. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Vor einem Jahre etwa — erinnern Sie sich bitte, an die großen Umwälzungen wie Neubau der Klinik, Personaleinstellung und Wiederaufnahme der längst niedergelegten Praxis Angels — ließ Devil, aus irgendwelchen Motiven, den echten Tommy Angel aus der menschlichen Gemeinschaft verschwinden und setzte sich an seine Stelle. Das für eine Praxis großen Stils vorzüglich geeignete Terrain in der 5. Avenue wird nicht die letzte Rolle dabei spielen. Wie restlos dieser Devil in die erborgte Haut hineingekrochen ist, haben wir beide erlebt. Es bleibt eine schauspielerische Leistung ersten Ranges. Zuweilen aber benötigte Devil einen Vertreter. Das war, wenn er auswärts weilte, in Lugano, auf der Isla oder sonstwo. Dann mußte der bedauernswerte Angel (der richtige) ihn in der Klinik vertreten. So erklärt sich das Rätsel, warum Angel zu gleicher Zeit in Lugano und Newyork auftreten konnte."

„Hm", wendete der Polizeichef ein, „wie hat sich aber der echte Angel bereit finden lassen, an einem so unverschämten Betrug zu seinem eigenen Schaden mitzuwirken? Haben Sie auch dafür eine Lösung in petto?"

„Gewiß. Ich sagte doch, er „mußte" Denken Sie bloß an das „Hypnal", von dem ich Ihnen gestern ausführlich erzählt habe! Es bewirkt Willenslähmung bei sonst klarer Erkenntnis. Der Alte konnte sich ganz einfach nicht widersetzen. Der famose Oberarzt Lux war ihm in solchen Fällen als Spiritus rector beigegeben, um ihm das Erforderliche zu suggerieren.

„Furchtbar!" murmelte Kellog erschüttert.

„Ja, furchtbar, in der Tat. Jetzt können Sie sich auch unschwer in meines Bruders Lage hineindenken, Mr. Kellog. Was wir zuvörderst brauchen, ist das Gegenmittel! Das Antihypnal. Nur so können wir jenem unglücklichen Greis und den Opfern auf der Teufelsinsel helfen."

„Und wozu hat Devil diese ganze Komödie, man kann ruhig sagen Tragödie, inszeniert?" meinte der andere.

„Für Ihre Frage dürfte Dr. Lux der richtige Mann sein. Gehen wir zu ihm!" antwortete Sander.

Das Verhör mit Lux.

Der Oberarzt hing gebrochen zwischen zwei Kriminalbeamten, als die Drei ins Zimmer traten. Sein Gesicht wie grüne Seife. Der Schlag hatte ihn betäubt. Lux war eine feige Natur, die von der Plötzlichkeit des Fallissements zermalmt war. Sein Hochmut, sein Trotz, seine Selbstherrlichkeit hielten nicht lange vor. Er kapitulierte in der ersten Viertelstunde.

Aber dieser aalglatte Gentleman war nicht nur feig, sondern auch treulos. Ein Verräter. Wie Judas Ischarioth verriet er seinen Meister. Er hoffte, durch ein Geständnis sich eine mildere Strafe zu sichern. Sander hatte leichtes Spiel mit ihm. Der Mann war wie Kitt in seinen Fingern.

Klaus begann spöttisch:

„Merken Sie nun, Lux, was es mit dem „Wärter" Bender auf sich hat? Sie sind ein Hohlkopf, Lux! Entschuldigen Sie den Ausdruck, aber mir fällt in der Eile kein treffenderer ein. Wirklich, ein Hohlkopf. Es ist keine Schande, wenn Sie ausgelöscht werden —"

Der Oberarzt wurde bleich.

„Sie wollen doch nicht sagen . . ."

„Gewiß, will ich das sagen," erwiderte Sander schneidend. „Man wird Sie auslöschen wie die Null auf einer Schiefertafel. Was glauben Sie denn! Freiheitsberaubung von Patienten, Beihilfe zu Verschleppung, Mord und künstlichem Irrsinn —. Meinen Sie, man wird Sie dafür zum Senator ernennen?"

„Ich bin nicht so schuldig, wie es den Anschein hat," stotterte Lux.

Sander zuckte die Achsel.

„Das müssen die Richter entscheiden. Falls Sie ein unumwundenes Geständnis ablegen, wäre es vielleicht denkbar, daß sie Gnade für Recht ergehen lassen."

„Ich will alles gestehen, was ich weiß," sagte Lux schnell, zu schnell.

Sander lachte. Es war ein geringschätziges, fast heiteres Lachen.

„Und mir etwas vorlügen, wie? Das ist zwecklos und reitet Sie nur noch tiefer in die Patsche. Ich will Ihnen reinen Wein einschenken, Lux. Sie sollen sehen, daß es Ihnen unmöglich ist, mich zu täuschen. Passen Sie einmal auf:

Also, ich bin der Bruder jenes Peter Sander, den ihr von Lugano auf eure Isla del diablo verschleppt habt. Ich bin euch seit Wochen auf der Spur und vorhin ist die Sache zum Klappen gekommen. Wir haben Devil, kennen die Grube unter dem Laboratorium und den Sender, was meinen Sie, das Sie uns noch viel verraten können? Zu Ihrer Beruhigung will ich Ihnen auch noch mitteilen, daß mein Bruder durch einen kleinen Trick, den wir uns mit dem Gouverneur erlaubt haben, bereits unterwegs nach Staten Island ist, versteht sich auf dem „Kondor" mit Kamura am Steuer — also was wollen Sie noch viel gestehen?

Ich will Ihnen etwas sagen, Mann. Wenn wir jetzt die Gewogenheit haben, Ihr sogenanntes Geständnis entgegenzunehmen, so ist das eine Gnade, eine eigentlich unangebrachte Gnade, damit wir in unsern Bericht schreiben können: „auch der verhaftete Oberarzt Lux hat ein umfassendes Geständnis abgelegt und macht einen reumütigen Eindruck." So ist das. Nun wissen Sie hoffentlich, woran Sie sind. Glauben Sie ja nicht, daß Sie mir etwas vorflunkern können. Bei der ersten Unwahrheit stehe ich auf und überlasse Sie Ihrem Schicksal!"

Kellog bewunderte im stillen Sanders taktisches Geschick.

Gravesham rieb sich die Hände und dachte: „Ein verfluchter Bengel! Ich werde nachher Kellog einen Rat geben."

Dr. Lux klebte wie ein Häuflein Elend auf seinem Stuhl. Sein Gesicht war fleckig angelaufen, sein schwarzes Haar hing unordentlich in die Stirn. Er glaubte Sander Wort für Wort. Er war von dem Gedanken, alles zu gestehen, geradezu besessen. Er stammelte mit weißen Lippen:

„Fragen Sie, ich werde nicht lügen. Fragen Sie."

„Schön, ich werde fragen. Also, wo liegt die Isla del diablo?"

Das war die Kardinalfrage. Klaus war zum Bersten gespannt. Aber er setzte die gleichgültigste Miene von der Welt auf.

Lux zauderte.

Sander drängte: Die Isla mit ihrem U-Boothafen, den drei Stadtteilen, der Platingrube etcetera. Na, wird's bald, Lux?!" Die Namen flogen dem Oberarzt nur so um den Kopf.

Lux schluckte. Dann berichtete er, daß die Isla die nördlichste der Galapagosinseln sei, zu Ecuador gehört habe und von Mr. Devil vor 10 Jahren von dieser Regierung erworben worden sei — —"

„Ich weiß. Um ein Butterbrot. Denn ihr hattet nach der Entdeckung des Inselinneren ja alle Taschen voll Platinerz," unterbrach ihn Klaus, der die Sache von Peter wußte. Der andere sollte meinen, Klaus frage um einer Formsache willen.

Sodann bezeichnete Lux die genaue geographische Lage der Insel.

Sander hatte Mühe, seine Befriedigung zu verbergen. Er sagte:

„Fahren wir weiter. Mr. Devil hat große medizinische Entdeckungen gemacht. Was wissen Sie davon?"

„Nur den Namen und das jeweilige Anwendungsgebiet. Devil ließ niemand in seine Karten schauen."

„Die chemische Zusammensetzung, die Herstellungsmethode?" forschte Klaus.

„— ist mir unbekannt."

„Hören Sie, das nimmt mich wunder, Lux. Ich denke, Sie sind seine rechte Hand?"

„Schon. Aber die Fabrikation seiner Präparate und das Wesen seiner anderen Erfindungen sind sein ureigenstes Geheimnis, von dem er nie eine Silbe gegen mich oder jemand anderen hat verlauten lassen. Nicht einmal dem Gouverneur hat er das anvertraut." Das konnte stimmen, wenigstens ließ sich nicht das Gegenteil beweisen.

„Sie wissen also nicht, wie das Hypnal und sein Gegenmittel hergestellt werden? Überlegen Sie sich, was Sie sagen, Lux!"

„Nein." Es klang unbefangen.

„Hatte Mr. Devil ein gewisses Quantum der beiden Präparate hier in der Klinik?"

„Nicht hier. Drüben im Laboratorium, in dem großen Tresor, der in seinem Arbeitszimmer steht."

Klaus fühlte sich außerordentlich erleichtert. Das Antihypnal war gefunden. Die Wiederherstellung Tommy Angels und der Inselgefangenen war damit sichergestellt. Das Fragezeichen von einem Menschen dort in dem Sessel machte nicht den Eindruck, als ob es Lügen produziere.

„Etwas anderes, Lux. Wie kommt es, daß Devil die Farbe seiner Augen beliebig verändern kann?" Klaus fragte ungeniert darauf los, es würde schon stimmen.

„Nicht beliebig. Nur von Grau in Blau. Er hat einen Stoff entdeckt, der imstande ist, das Pigment einer grauen Regenbogenhaut in blaues zu verändern, allerdings nur vorübergehend. Die Einträufelung muß täglich wiederholt werden."

Donnerwetter, dachte Sander, also so erklärt sich das. Dieser Yankee war der reine Hexenmeister. Offiziell ließ er sich indes nicht imponieren und fuhr fort zu inquirieren:

„Eine Frage noch. Sie heißen nicht Lux. Tun Sie nicht so erstaunt. Es ist doch ganz klar, daß der frühere Assistent Mr. Devils in Philadelphia hier in Newyork nicht unter seinem richtigen Namen auftritt; das werden Sie zugeben?" Es war Sander nämlich soeben eingefallen, daß Peter in seiner Erzählung damals einen Mann erwähnt hatte, der gemeinsam mit Devil aus Philadelphia geflohen war. Das konnte Lux sein.

„Ich heiße eigentlich Ned Carpenter," gab der Oberarzt zögernd zu. Es wurde ihm immer unheimlicher. Dieser Teufel wußte rein alles!

Jetzt endlich sah Klaus völlig klar.

Daß Lux das Doppelspiel Devils im folgenden bestätigte, war ihm nichts Neues. Wie vermutet. Devil hatte Angel namentlich deshalb als Opfer erkoren, weil der gute Ruf des alten Gelehrten und das wertvolle Grundstück ihm gelegen kamen. Die Frage, warum überhaupt Devil diese Newyorker Praxis aufgemacht habe, beschloß Klaus an den Gründer selbst zu richten. Sollte er die Antwort verweigern, dann konnte sich Klaus immer noch an den Oberarzt wenden.

Sander bat Mr. Kellog, das Verhör schließen zu dürfen. Während die beiden Geheimpolizisten den Verhafteten mit möglichster Stille abtransportierten, wendete sich Sander an den Polizeichef:

„Die Sache mit den „Manschettenknöpfen" liegt jetzt auf der Hand. Es gibt nur ein Paar, und das gehört Devil. Nachdem sich dieser in Lugano in der Maske des biederen Angels von Ines de Castro verabschiedet hatte, entführte er meinen Bruder. In der Nacht zuvor verlor er das eine Exemplar in jener Mauerrille des Hotels Cecil. Das andere bewahrte er nach seiner Rückkunft als zwecklos in der Waschtischschublade seines Schlafzimmers auf. So ist die Geschichte."

Die Herren erhoben sich.

Mr. Kellog legte Sander die Hand auf die Schulter:

„Sie sind ein verteubelt heller Junge, Mr. Sander, nehmen Sie mir es nicht übel. Aber jetzt stoppen wir das Ganze ab und gehen zum Diner. Meine Frau hat mir auf die Seele gebunden, Sie mitzubringen. Sie und Gravesham."

Die Aktion gegen die Insel.

Vier Stunden später dampfte ein Zerstörer, der das Sternenbanner am Heck führte, nach Süden, gegen den Panamakanal zu. Ihm folgte ein modernes Flugzeugmutterschiff mit drei Flugzeugen, die erforderlichenfalls in Aktion treten sollten und eine Menge Fliegerbomben mit sich führten. Ein U-Boot machte den Beschluß. Die Union war entschlossen, das Nest mit einem Schlage auszuheben.

Klaus Sander hatte in einer persönlichen Unterredung mit dem Kommandanten diesem die kleine, braune Atimeh besonders ans Herz gelegt.

Das war sein Dank für die vier Tage und vier Nächte auf der Isla del diablo . . .

(Schluß folgt.)

Die Universität Jerusalem.

Von **Dr. Hugo Bergmann**, Direktor der Jüd. National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem.

Unter den Universitäten des Orients nimmt die Jerusalemer einen besonderen Rang ein. Alle anderen sind Eingeborenen-Universitäten, von den Regierungen für die Eingeborenen mit fremden, aus Europa und Amerika herbeigerufenen Kräften errichtet. Die Universität Jerusalem dagegen wird nicht von einer Regierung unterhalten, sondern aus privaten, in jüdischen Kreisen aufgebrachten Mitteln. Sie ist keine Eingeborenen-Universität, sondern eine von Europäern für Europäer im Orient errichtete Lehranstalt mit einer orientalischen Unterrichtssprache, dem Hebräischen. Diese Sprache erwacht in Palästina zu neuem Leben, ist die Umgangssprache der Juden, neben Englisch und Arabisch eine der drei offiziellen Sprachen des Landes, und die Zahl der Nichtjuden in Palästina, die Hebräisch sprechen, ist durchaus nicht klein. Das hebräische Schulnetz Palästinas, zum größten Teil erhalten von dem Palästinagründungsfond, dem sogenannten Keren Hajesod, hat heute gegen 20 000 Schüler.

Die erst vor wenigen Jahren gegründete Universität konzentriert sich um das Judaistische Institut. Die Gründer der Universität haben richtig eingesehen, daß sich kein Ort wie Jerusalem für ein dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend gegliedertes und spezialisiertes Studium des Judentums eignet. Wer bedenkt, wie reichhaltig die Jahrtausende alte Geschichte des jüdischen Volkes ist, wieviel Kulturkreise sich in ihr schneiden — von der mesopotamischen Heimat Abrahams bis zum ägyptischen Geburtsland von Moses, von der Schaffung des Talmud in Babylon bis zur Blüte jüdischer Literatur in Südfrankreich und Spanien und bis zur Entwicklung der modernen hebräischen Literatur in Polen, Rußland und Palästina —, wird einsehen, daß eine wirkliche wissenschaftliche Bewältigung dieses umfangreichen Gebietes nur von einem ganzen Stabe von Gelehrten geleistet werden kann. Dementsprechend gliedert sich das Judaistische Institut in sehr viele Abteilungen, und es sei nur nebenbei erwähnt, daß es hier besondere Lehrstühle für Geschichte der hebräischen Literatur im 19. Jahrhundert oder für Kabbala gibt. Fächer, die nirgends wo sonst in der Welt auf eigener Lehrkanzel gepflegt werden.

Im organischen Zusammenhange mit diesem Institut steht ein Institut für orientalische Sprachen, welches hauptsächlich arabische Sprache, Literatur und Kunst pflegt, und wo in kollektiver Zusammenarbeit mehrerer Gelehrter eine Konkordanz der arabischen Poesie und die Herausgabe arabischer Handschriften wichtigen historischen Inhaltes für den Druck vorbereitet werden. Die philosophische Fakultät im weiteren Sinne beginnt im kommenden Wintersemester ihre Tätigkeit.

Von der naturwissenschaftlichen Fakultät bestehen bisher das Chemische, das Mathematische und Naturwissenschaftliche Institut. Der Bau des Physikalischen Institutes, das den Namen Einstein-Institut tragen soll, wird soeben in Angriff genommen. Ein Institut für Mikrobiologie und ein Hygienisches Institut bilden den Kern der künftigen medizinischen Fakultät.

An dieser Stelle sei besonders des großen Anteiles Erwähnung getan, den aus Deutschland und deutschsprachigen Ländern stammende Gelehrte an der Entwicklung der Universität haben. Von den rund 200 000 Bänden der Jüdischen National- und Universitätsbibliothek in Jerusalem sind 81 000 Bände in deutscher Sprache abgefaßt. Obwohl der größte Teil der gesammelten Gelder — das Budget beträgt jetzt jährlich über 50 000 Pfund — aus Amerika stammt, kommt der größte Teil der Anstaltsleiter, Professoren und Assistenten der Universität aus Ländern deutscher Bildung.

Mangusten und Schlangen.

Erst vor kurzem hat eine Statistik gezeigt, daß auch heute noch in Indien, dem Lande der Schlangen, Zehntausende jährlich durch Schlangenbisse getötet werden. Nicht nur die Menschen, auch die größten Raubtiere fallen dem giftigen Biß der unheimlichen, gefährlichen Reptilien zum Opfer, denen es auf unerklärliche Weise gelingt, trotz der umfassendsten Schutzmaßnahmen in die Häuser zu dringen und ihre Opfer zu erreichen. Menschen und Tiere sind machtlos gegen das ekle Gewürm; nur ein einziges, kleines Tier kommt in Indien vor, das die Schlangen bezwingt und das sie zu Abertausenden tötet: die Manguste. Die Manguste ist ein kleines, im ausgewachsenen Zustand etwa 65 Zentimeter langes Raubtier, das unserem Wiesel ähnelt. Die Manguste ist die größte Wohltäterin der indischen Bevölkerung, und sie wird von den Eingeborenen als heiliges Tier gehegt und nach Möglichkeit gezüchtet.

Die Manguste tötet die Schlangen aus Freude am Kampf und es kommt fast nie vor, daß sie ihr getötetes Opfer zu vertilgen beginnt. Mit ihrem gefürchteten Kampfruf, einem kurzen, schrillen Pfiff, stürzt sie sich auf ihr Opfer los und ihr scharfer Biß, der gegen den Kopf der Schlange zielt, wirkt fast immer tödlich. Jede Schlange ergreift sofort die wilde Flucht, wenn sie den Mangustenpfiff hört; aber meistens ist es für die Schlange zu spät, da die Manguste erst in der letzten Sekunde vor dem Angriff pfeift. Es gehört zu den äußersten Seltenheiten, daß der Biß der Manguste mißlingt und daß es der Schlange dann möglich ist, das kleine Tier zu beißen oder zu zerdrücken. Der Kampf der Manguste gegen eine Riesenschlange gehört zu den interessantesten Vorgängen, die sich in den geheimnisvollen indischen Dschungeln abspielen. Der englische Arzt und Naturforscher Dr. Taylor, der lange Zeit hindurch die Dschungeln durchforscht hat, hatte Gelegenheit, einen solchen Kampf in nächster Nähe zu beobachten und er erzählt darüber:

„An einem heißen Aprilmorgen hatte ich Gelegenheit, dem Kampfe zwischen einer großen, ausgewachsenen Kobra, die über sechs Fuß lang war, und einer kleinen, ganz jungen Manguste beizuwohnen. Dieser erbitterte Kampf auf Leben und Tod, der über eine halbe Stunde dauerte, zeigte mir, auf welche außerordentliche Weise sich die Kobra zu verteidigen pflegt. Die Kobra lag zusammengerollt unter einer Dattelpalme und wärmte sich an den Strahlen der Morgensonne, als die Manguste, von ihrem Nachtraub zurückkehrend, die Schlange erblickte. Ohne sich zu besinnen, nahm das kleine Tier den Kampf mit dem gefährlichen Gegner auf. Sie sprang sofort dem Reptil ins Genick, kam aber um den Bruchteil einer Sekunde zu spät und erreichte nicht mehr den Kopf ihres Feindes. Pfeilschnell drehte sich nun die Schlange um und blieb einen Augenblick unschlüssig liegen.

Oft kommt es vor, daß die Schlange von der Manguste sofort getötet wird, wenn sie beispielsweise nach reichlichem Mahle, in der Verdauung liegend und faul, nicht gleich zur Verteidigung schreitet. Dies jedoch schien hier nicht der Fall zu sein, denn schon bewegte sich die Kobra, blähte sich auf und griff mit blitzhafter Schnelligkeit die kleine Manguste an, die nur mit äußerster Not dem tödlichen Stoß ihres giftigen Fangzahnes entgehen konnte. Da die Kobra beim Kampfe stets zusammengerollt liegen bleibt, pflegt sie sich nur mit der oberen Hälfte des Körpers zu verteidigen. Bei einem längeren anstrengenden Kampfe ermattet die Kobra zusehends. Das fühlte die Manguste wohl instinktiv, sie umkreiste von nun an ununterbrochen die Schlange und zwang sie auf diese Weise, immer in Bewegung zu sein. Immer wieder sprang die Manguste vor, übersprang geschickt die vor Wut zitternde Schlange nach allen Seiten und verletzte sie dabei dauernd mit ihren scharfen Krallen. Der Körper des Reptils war bald von klaffenden Wunden bedeckt. In ihrem verzweifelten Todeskampf versuchte die Schlange immer wieder vergebens, die Schläge ihres unbarmherzigen Gegners abzuwehren, doch ständig entschlüpfte ihr auf Haaresbreite der kleine Körper der Manguste. Die geringste zaghafte und unsichere Haltung hätte sie rettungslos in die Gewalt der Schlange gegeben, aber ihre außerordentliche Furchtlosigkeit und Schnelligkeit retteten sie stets wieder und zwangen gleichzeitig die Schlange, ununterbrochen in Bewegung zu bleiben. Allmählich ließen ihre wütenden Bemühungen, wenn auch kaum merklich, nach. Die Manguste verdoppelte dagegen ihre Energie. Zwanzig-, dreißig-, hundertmal umkreiste sie rasend die zermürbte Schlange. Ein Spiel auf Leben und Tod. Sie verfehlte nie, verrechnete sich nie in der Entfernung, sprang geschickt und sicher.

Und dann holte sie zum Endkampf aus. Plötzlich — mit einem langen Satz — sprang die Manguste zur Seite und erreichte mit erstaunlicher Genauigkeit den Rücken der Kobra. Kaum fünf Zentimeter vom Kopfe entfernt, biß sie sich in den Hals der Schlange ein, ihre Krallen tief in das weiche Fleisch grabend. Nur eine Sekunde war die Schlange nicht auf ihrer Hut gewesen, nur einen Moment hatte sie mit der Verteidigung gezögert, doch diese Sekunde hatte der Manguste vollauf genügt, um den entscheidenden Sprung zu wagen. Nun saß sie fest und biß sich immer tiefer in das wütend um sich schlagende Opfer ein. Zischend, vor Schmerzen sich windend, warf die Kobra in der Verzweiflung ihren Kopf hin und her und versuchte mit allen Mitteln, sich von der Umklammerung der Manguste zu befreien. Sie wälzte sich am Boden, rollte sich zusammen, um dann wieder kerzengerade in die Luft zu schießen, vollführte die unglaublichsten Verrenkungen und Windungen, preßte die Manguste mit aller Gewalt gegen den Riesenstamm der Palme. Vergeblich. Der mutige kleine Gegner hielt auf ihrem Rücken standhaft die Schläge aus. Ja, je mehr die Schlange sich bemühte, ihren Feind von sich abzuschütteln, desto tiefer gruben sich die Zähne der Manguste in das Fleisch der Kobra ein. Der entsetzliche Kampf ging zu Ende. Noch ein Sprung in die Höhe, ein Winden, Zerren und Schlagen, Zischen und Fauchen — dann warf sich ohnmächtig von den entsetzlichen Schmerzen der Körper der Schlange schwer zu Boden. Diese günstige Situation erfassend, war die kleine Manguste wie ein Blitz auf den Kopf der Schlange gesprungen und ihre spitzen, langen Zähne bohrten sich tief in das Gehirn der Kobra ein. Der mächtige Körper begann rasend zu zucken. Ein letzter schneller Griff, ein knirschender Biß, und die Manguste sprang nun von dem Körper der sich im Todeskampf windenden Kobra herunter. Keuchend und abgespannt lag das flinke Tier jetzt am Boden. Geduldig wartete es, bis das Reptil, leblos wie ein leerer Automobilreifen, liegenblieb, um danach, stolz und siegessicher, im Dunkel des Urwaldes zu verschwinden — neuen Abenteuern und Kämpfen entgegen . . .

St. F.

Wie das Radio erfunden wurde.

Unbekanntes aus dem Leben Marconis.

Von Bodo M. Vogel.

Aus der Feder des bekannten italienischen Publizisten Luigi Solari erschien dieser Tage eine neue Biographie Marconis, die einige bemerkenswerte und bisher unbekannte Einzelheiten aus dem Leben des großen Erfinders der drahtlosen Telegraphie enthält.

Besonders interessant sind die Mitteilungen Solaris aus der Zeit, als Marconi, noch in bescheidenen Verhältnissen lebend, die ersten Schritte zur Verwirklichung seiner genialen Idee tat, die heute — über dreißig Jahre später — gewissermaßen zum Symbol unseres dahinhastenden Jahrhunderts geworden sind.

Im Jahre 1895 war Marconi 21 Jahre alt. Er wohnte in Pontecchio, in der Nähe von Bologna, und hier begann er mit den ersten Versuchen seiner drahtlosen Telegraphie.

Der junge Erfinder mietete sich in einem Dachkämmerchen eines Bauernhauses ein und verbat sich, höflich aber bestimmt, den Besuch von jedermann. Briefe empfing und schrieb er selten; nur ab und zu bat er seinen Vater um Geld, um die nötigen Apparate und Materialien zu kaufen. Dann fuhr er meist persönlich nach Bologna, um diese Einkäufe zu besorgen, oder er ersuchte den Tischler Vornelli oder den Bauern Mignani, ihm beim Bau der Werkzeuge behilflich zu sein.

So vergingen die Tage in emsiger Arbeit; nur manchmal ritt der junge Erfinder auf dem Rücken eines Eselchens in ein in der Nähe von Pontecchio liegendes Dorf, um den Arzt Agusto Rigi zu besuchen. Mit ihm vertiefte er sich in wissenschaftliche Debatten, und vertraute ihm seine Hoffnungen und Zweifel an.

Im Frühjahr 1895 gelang es Marconi, in Pontecchio zum ersten Male Morsezeichen auf radiotelegraphischem Wege zu übertragen. Er hatte neben dem Fenster des Kornbodens einen Sender montiert und den Empfänger 300 Meter entfernt auf dem Gipfel eines Hügels, der sich frei und alleinstehend unmittelbar gegenüber dem Dorfe erhob, ausgebaut. Mit Hilfe eines Knechts, der ein Taschentuch in der Hand schwenkte, gelang es Marconi, sich davon zu überzeugen, daß der Empfänger fuktionierte, jedesmal, wenn er nach dem Morsealphabet den Buchstaben „S" (drei Punkte, das heißt, drei kurze elektromagnetische Schwingungen) übertrug.

Das Experiment war damit geglückt; aber der Erfinder begriff, daß seine Entdeckung nur dann von Nutzen sein konnte, wenn es ihm gelang, die natürlichen Hindernisse der Landschaft zu überwinden. Er verlegte daher den Empfänger von der Höhe des Hügels auf die andere Seite, und zwar so, daß der Berg zwischen Sender und Empfänger zu liegen kam. Dann sagte er zu dem Knecht, der ihm half:

„Nimm das Gewehr, und wenn das Hämmerchen dieser Maschine dreimal klopft, dann schieße!"

Gesagt, getan. Marconi ging auf seinen Kornboden, schaltete dreimal kurz den elektrischen Strom ein, und wartete ängstlich ab . . .

Da! Wenige Sekunden darauf tönte ein Schuß aus dem entfernten Tal herüber! Damit war die Bedeutung der neuen Erfindung klar erwiesen, und die Möglichkeit, fernliegende, ja, sogar mehr getrennte Erdteile zu verbinden, rückte in greifbare Nähe.

Als der Marineminister Brin den jungen Erfinder einlud, in Rom seine Experimente zu wiederholen, hatten sich Admirale, Senatoren, Universitätsprofessoren und Abgeordnete in zwei getrennt liegenden Zimmern des Ministeriums versammelt, zwischen denen die drahtlosen Zeichen ausgetauscht werden sollten. Marconi verlangte eine Stange, um die Drähte zu montieren. Es war aber nichts Ähnliches aufzutreiben, und schon sollte der Versuch verschoben werden, als Marconi in einer Ecke einen Besen stehen sah. „Gerade so etwas brauche ich!" sagte er lächelnd, und befestigte einen Draht am Ende des Besenstiels und gab ihn einem der Zuschauer in die Hand. Das Gleiche tat er in dem anderen Raume; dann setzte er seinen Sender in Betrieb, und übermittelte nach dem Morsealphabet den sprachlosen Zuschauern: „Evviva l'Italia!"

Das geschah im Jahre 1897. Vier Jahre später, genau am 14. Dezember 1901, wurde der aus drei Punkten bestehende, historisch gewordene Buchstabe „S" über den Atlantischen Ozean von England nach Neufundland übertragen, und damit begann eine neue Aera in den Beziehungen der Völker untereinander.

Bunte Chronik



*** Seit wann haben wir Lebensversicherungen?** Mehr und mehr wird es jetzt allgemein geübter Brauch, eine Lebensversicherung abzuschließen; da ist es sicher für viele von Interesse, einmal etwas über das Zustandekommen der ersten Lebensversicherung zu erfahren. — Im Jahre 1661 erschien in London eine Broschüre, die den Titel führte: Natürliche und politische Beobachtungen über die hiesigen Geburts- und Totenlisten. Sie war von dem reichen Gewürzhändler John Graunt verfaßt und stellte Berechnungen über die durchschnittliche Lebensdauer der Londoner an. Der Londoner Pfarrer William Assheton las diese Broschüre und kam dadurch auf den Gedanken, daß bei einer genügenden und jahrelang fortgesetzten Einzahlung eine Gesellschaft den Hinterbliebenen eines Verstorbenen unbedenklich die Auszahlung einer bestimmten Summe gewähren könne. — Damit war die Idee der ersten Lebensversicherung geschaffen. Assheton wandte sich an die Londoner Krämerinnung und suchte sie für seinen Plan zu gewinnen. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten gelang ihm dies auch, und so wurde am 14. Oktober 1699 in der Generalversammlung der Krämerinnung die „Versicherungsgesellschaft für Witwen und Waisen" gegründet. Ein Mann bis zum Alter von 36 Jahren durfte sich mit 1000 Pfund, ein solcher bis zu 40 Jahren mit 500 und ein Mann bis zu 60 Jahren mit 300 Pfund versichern. Seeleute und Auslandsreisende waren von der Versicherung ausgeschlossen. — Man konnte sich aber nicht nur auf den Todesfall versichern, sondern auch für die Hinterbliebenen eine Leibrente ausbedingen. Diese Leibrenten brachten indessen der Gesellschaft später empfindlichen Schaden. Man zahlte nämlich anfänglich 30 Prozent vom Kapital als Rente. Daher war zuerst der Andrang außerordentlich groß. Bald nach Asshetons Tode im Jahre 1711 entdeckte die Gesellschaft, daß der Begründer sich bei seinen Berechnungen geirrt und namentlich die Rente viel zu hoch bemessen habe. Nun wurde sie auf 18 Prozent herabgesetzt. Aber auch hierbei erlitt die Gesellschaft noch schwere Einbußen, so daß sie 1745 ihre Zahlungen einstellen mußte. Jetzt aber kam ihr das englische Parlament zu Hilfe, indem es ihr auf 35 Jahre einen jährlichen Zuschuß von 3000 Pfund bewilligte. Nun wurde die Gesellschaft reorganisiert, und die Rente nochmals entsprechend verringert, so daß sie von da an allen Verbindlichkeiten genau nachkommen konnte. Diese erste Lebensversicherung, die das Muster für alle späteren abgab, besteht noch heute in London.

*

*** Die Bilanz der Salzburger Festspiele.** Die Leitung der Salzburger Festspielhausgemeinde teilt mit, daß der Besuch der diesjährigen Festspiele im allgemeinen sehr gut gewesen sei und in den beiden letzten Wochen als geradezu glänzend bezeichnet werden dürfe; in dieser Zeit seien die Rekordziffern des Vorjahres noch übertroffen worden. Nur das Gastspiel des russischen Opernstudios habe die Erwartungen nicht erfüllt und ein Defizit von 30 000 Schillingen gebracht. Unter Berücksichtigung dieses Ausfalls belaufe sich das Gesamtdefizit der Festspiele auf rund 73 000 Schillinge, dem aber ein Wertzuwachs an Fundus von rund 25 000 Schillingen gegenüberstehe. Die Leitung der Festspielhausgemeinde beantragt, die Dauer der Festspiele von vier auf fünf Wochen zu verlängern, weil man sich dadurch einen weit günstigeren finanziellen Abschluß der nächstjährigen Festspiele versprechen könne.

*

*** Mussolini als Dramenheld.** Im Rahmen einer literarischen Morgenfeier gelangt Ende September im Berliner Theater an der Lützowstraße das „Mussolini"-Schauspiel von Karl Rennstiel zur Uraufführung. Die Regie führt Hans Heymann, der vor zwei Jahren Rennstiels „Napoleon" am Eisenacher Stadttheater inszeniert hatte.

*

*** Das Rätsel des alten Hauses.** In der Nähe von Crossen liegt in einem großen Garten ein geräumiges Haus, welches trotz der herrschenden Wohnungsnot seit Jahren leerstand oder doch immer nur kurze Zeit bewohnt wurde. Ja, zuletzt weigerten sich selbst die bedürftigsten Leute, in das Haus zu ziehen, obgleich man ihnen die Wohnung mietfrei überlassen wollte. In dem alten Hause ging es nämlich, wie man so zu sagen pflegt, nicht mit rechten Dingen zu. Zwar erschienen keine Gespenster und ließen sich keine unheimlichen Töne vernehmen, auch kein Klopfen oder Poltern erschreckte die Mieter, aber eine andere merkwürdige und unerklärliche Erscheinung beunruhigte die Gemüter. Es wurden nämlich unfehlbar alle Bewohner des Hauses spätestens nach einem Jahre, oft aber schon wenige Wochen nach ihrem Einzuge von der gleichen rätselhaften Krankheit ergriffen, die zwar nicht tödlich, aber sehr langwierig und schmerzhaft war. Sie äußerte sich zunächst in einem Jucken und Brennen der ganzen Haut, und nach einiger Zeit waren vornehmlich Hals und Arme der betreffenden Personen rot, geschwollen und mit eine wässerige Flüssigkeit ausscheidenden Blasen bedeckt. Wenn dies 8 bis 12 Tage gedauert hatte, wobei oft noch Augenentzündungen und Fieber auftraten, heilten die Stellen ab, worauf sich nach einigen Wochen die Erscheinung wiederholte. Die Ärzte bezeichneten die Krankheit, von der alle Hausbewohner ohne Ausnahme nach und nach ergriffen wurden, als eine Art Blatternrose, doch konnte man die Ursache hierfür nicht entdecken. Man durchforschte Haus und Garten auf das Genaueste, doch ohne Erfolg, und so entstand allmählich die Legende, der Erbauer des Hauses, ein Ende des 18. Jahrhunderts verstorbener Apotheker und Sonderling habe das Haus mit einem Fluche beladen oder „verhext". So lag es nun unbewohnt und doch so friedlich anzusehen da im Schmucke seines reichlich wuchernden Kleides von wildem Wein. Dieser wilde Wein aber barg des Rätsels Lösung. Vor kurzem kam ein Botaniker auf den Gedanken, ihn näher zu untersuchen und fand zu seinem Erstaunen, daß der vermeintliche wilde Wein nichts anderes war, als der sogenannte Giftsumach oder Giftrebenstrauch, der, in den Wäldern von Nordamerika heimisch, in einzelnen Exemplaren auch nach Europa, namentlich England, herübergekommen ist und dessen Beeren zu medizinischen Zwecken benutzt werden. Aus diesem Grunde hatte ihn wahrscheinlich der Erbauer des Hauses auch angepflanzt, doch wußten die Nachfahren nicht, daß man die Blätter und Zweige des weinähnlichen Schlinggewächses nicht mit bloßen Händen berühren darf, da es ähnlich wie die japanische Primel hautreizende Giftstoffe enthält. Man trug nun schleunigst Sorge dafür, den Unheilstifter zu beseitigen, und somit ist das alte Haus nun von seinem „Zauberbann" befreit.

Lustige Rundschau



*** Das Pferd Richard III.** König Richard III. auf der Bühne schreit: „Ein Pferd, ein Pferd, ein Königreich für ein Pferd!" — Ein vorwitziger Zuschauer ruft: „Tut's ein Esel nicht auch?" — Richard: „Jawohl, kommen Sie nur rauf!"

*

*** Ein Vergleich.** Mann: „Ich lese hier in der Zeitung, daß in Amerika ein Orkan eine ganze Stadt in Minuten weggefegt hat." — Frau: „Lies das mal unserem Mädchen vor, die braucht eine halbe Stunde, um nur ein Zimmer zu fegen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.